

Valentīna Freimane



ADIEU,  
ATLANTIS

Wallstein

*Valentīna Freimane*  
*Adieu, Atlantis*



Valentīna Freimane  
Adieu, Atlantis  
*Erinnerungen*

Aus dem Lettischen von  
Matthias Knoll



WALLSTEIN VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Ardievu, Atlantida!* im Verlag Atēna, Riga. Die deutsche Fassung berücksichtigt nachträgliche Änderungen der Autorin.

Wir danken dem Latvian Literature Centre für die Übersetzungsförderung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2015

[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond

Umschlaggestaltung: WSV, Göttingen

unter Verwendung eines Bildes der Autorin mit

Dietrich Feinmann im Boot auf der Lielupe, Sommer 1940

Druck und Verarbeitung: Pustet, Regensburg

ISBN (Print) 978-3-8353-1603-4

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2762-7

ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-2763-4

*Diese Erinnerungen sind jenen gewidmet, die ich liebte  
und die mich liebten;  
jenen, die Menschen waren  
und in mir den Menschen sahen*



*TEIL I*  
*Das erste Leben*





## *Die Anfänge*

Seit meiner frühesten Kindheit haben sich die Erwachsenen über die unbändige Neugier amüsiert, über meine Beobachtungsfreude, die grundsätzlich allem galt, was mich umgab. In meiner Erinnerung sind Szenen gespeichert, deren Bedeutung ich erst viel später begriffen habe, Szenen, die nie verblasst sind.

Mir war schon früh klargeworden, dass ich allen Grund hatte, dankbar zu sein: Wie im Märchen von den guten Feen, die sich um die Wiege eines Kindes versammeln, wurde ich mit Gaben überhäuft, als ich auf die Welt kam, und die wichtigste war wohl die eigenwillige Art meiner Eltern, sämtliche Anlagen und Fähigkeiten ihrer Tochter zu fördern, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob sie für das praktische Leben taugten oder nicht. Meine Eltern waren wohlhabende Leute, viele hielten uns sogar für reich. Große, sichere Besitztümer hatten wir keine, doch an Kulturangeboten, Reisen und Gastfreiheiten wurde nicht gespart. Vater vermochte uns eine sorglose Existenz zu sichern, Mutter wiederum verstand es, das Erworbene fröhlich und mit leichter Hand auszugeben. In Zeiten, da die Quellen des Komforts plötzlich versiegten, konnten die Eltern nicht minder unbekümmert auf allen Luxus verzichten, solange das Wichtigste, der kulturelle Reichtum, erhalten blieb. Alles, was in der Welt des Geistes und der Kunst geschah, galt als außerordentlich wichtig. Ich war es gewohnt, dass Erwachsene unentwegt etwas lasen, Ausstellungen, Opern und Theateraufführungen besuchten, sich über Bücher und Filme austauschten, in hitzige philosophische Diskussionen gerieten und darüber alles um sich her vergaßen. Das Gelesene, Gesehene und Gehörte sogleich zu

erörtern, einander an der Freude teilhaben zu lassen, die ein Buch oder ein Konzert geschenkt hatten, das schien mir von klein auf die einzig mögliche Lebensform zu sein.

Nichts wurde mir verwehrt. Kein Buch in den Regalen der umfassenden Bibliothek der Großeltern, das ich nicht hätte an mich nehmen dürfen! Altersgrenzen oder sonstige Beschränkungen existierten nicht. Soll die Kleine ruhig alles lesen! Was sie jetzt noch nicht versteht, daran wird sie sich später einmal erinnern und es dann begreifen. Dieses verbindliche Postulat schärfte Mutter jeder neuen Gouvernante ein (die mir zunächst trotzdem die gleichen Zügel anzulegen versuchte, mit denen für gewöhnlich alle Kinder geplagt werden). Ähnliche Regeln galten für alle Wissensgebiete. Es wäre unpassend gewesen, meine Fragen nicht möglichst verständlich, offenherzig und vor allem logisch zu beantworten.

Ich bin meinen Eltern dankbar, dass sie mich von Geburt an als ein denk- und urteilsfähiges Wesen, als eine Persönlichkeit betrachtet haben. Da ich keinerlei Zwang, keine moralischen Vorschriften oder Denkverbote kannte, fiel es mir leicht zu akzeptieren, dass man mit den Gefühlen und Bedürfnissen anderer zu rechnen hatte und die Spielregeln eines zivilisierten Miteinander befolgen musste, die man als gutes Benehmen bezeichnet. Ich dachte an die Verkehrsregeln und dass man auf den Straßen auch nicht wild durcheinanderrennen kann, ohne Chaos zu verursachen. Tadellose Umgangsformen zu erwerben war wie abends die Zähne zu putzen. Dafür zu sorgen hatten meine Gouvernanten. Von meiner Mutter dagegen lernte ich, mich mit anderen Menschen auf eine Art und Weise zu unterhalten, dass sie sich nicht langweilten und mein aufrichtiges Interesse spürten.

Viele Rigaer Bekannte, ordentliche, solide Bürger, waren der Ansicht, dass ich maßlos verwöhnt wurde; genauso urteilten die Damen auch über meine Mutter, vermutlich aus Neid. Doch Vater vergötterte uns und konnte uns nichts abschla-

gen, wobei es nie um materielle Eskapaden ging. Mein Taschengeld (ich hätte Vater ein viel höheres abluchsen können) gab ich nur für Bücher, Kinobesuche und Süßigkeiten aus.

Ich muss zugeben, dass ich als Kind trotzig und unberechenbar war und zu Wutausbrüchen neigte, vor allem wenn ich mir einbildete, man wolle mich unterdrücken oder übermäßig einschränken. Als ich noch ganz klein war, biss ich der Gouvernante in die Hand, wenn sie versuchte, mich mit unkommentierten Befehlen zu etwas zu zwingen, was ich nicht tun wollte. Einmal schnappte ich mir bei einer solchen Gelegenheit ein paar Eier und warf sie an die Küchenwand. Mama hielt keine Moralpredigt, sie schimpfte nicht einmal, sondern sagte nur: »Wie hässlich und dumm.« Sie schaute mit verächtlichem Erstaunen auf mich herab wie auf ein Mondkalb, das wer weiß wie hierher geraten war. Ihre schönen graugrünen Augen erloschen und wurden grau und kalt wie Granit. Sie zuckte mit den Schultern, verzog das Gesicht, drehte sich um und ging hinaus. Innerhalb von Sekunden begriff ich, wie dumm, lächerlich und unschön ich gehandelt hatte – so jemand wollte ich auf gar keinen Fall sein. Das reichte. Fortan brachte ich mir bei, wie ich mit Beherrschung und »beredtem« Blick weit mehr erreichen konnte als andere Kinder durch Schreien und Toben.

Auch in späteren Jahren pflegte Mama bei Meinungsverschiedenheiten über schulische oder andere Fragen zu sagen: »Wir tun so etwas nicht.« Dieses »Wir« gefiel mir ungemein, ich wollte dazugehören und nahm die Spielregeln für mein ganzes Leben an.

Später begriff ich, dass diese Erziehung ohne Befehle und direkte Verbote mich vor diversen Komplexen und Frustrationen bewahrt hat, mit denen einige meiner Freunde ihr ganzes Leben lang zu kämpfen hatten. Sie hat jedoch auch Eigenschaften gefördert, die ich als Schwächen empfinde. Vor allem wusste ich lange nicht, was Pflichten sind, denn bis

zum Alter von etwa achtzehn Jahren tat ich nur, was mir oder einem meiner Lieben Freude bereitete. Dass mir vieles von dem, was für andere Kinder lästiger Zwang war, ganz besonderen Spaß machte, steht auf einem anderen Blatt. In der Schule begeisterte ich mich für Mathematik: Ein kompliziertes Problem zu lösen bereitete mir kein geringeres Vergnügen, als ein kluges Buch zu lesen. Ich akzeptierte die Aufgabe, mir Wissen anzueignen, weil es mir Freude machte. Wie ich das bewerkstelligte, war völlig mir selbst überlassen. Aus diesem Grund fällt es mir bis heute schwer, unangenehme oder langweilige Pflichten zu erfüllen, wie sie der Alltag unablässig stellt und die man eigentlich gewissenhaft erfüllen sollte.

Eine weitere Eigenschaft, die sich später für das alltägliche Leben als störend erweisen sollte, zeichnete sich bereits in meiner Kindheit ab. Mit Feuereifer stürzte ich mich zumeist nur dann auf eine Sache, wenn ich überzeugt war, dass ich sie besser konnte als andere. Nur wenn ich mehr zu bieten hatte als sie, lohnte die Mühe. Stellte sich heraus, dass in meinem Umfeld andere auf dem jeweiligen Gebiet besser und fähiger waren als ich, dann fehlte mir jeglicher Ehrgeiz; ich empfand keine Notwendigkeit, mich anzustrengen, zu konkurrieren, sondern trat lieber zur Seite und freute mich an den Erfolgen der anderen. Später im Berufsleben ist mir diese Eigenschaft hin und wieder vorgeworfen worden.

Als Kind musste ich Klavierspielen lernen – unverzichtbarer Bestandteil einer Mädchenerziehung. Ich liebte die Musik sehr, ohne Oper und Konzerte hätte ich mir mein Leben nicht vorstellen können, doch genau das erwies sich als verhängnisvoll: Ich mochte mich nicht selber spielen hören. Im Alter von zehn oder elf Jahren erklärte ich meinen Eltern, ich wolle mich nicht mehr mit dem Klavier befassen. Lieber lege ich eine Horowitz-Platte auf. Die Eltern ließen sich von mir überzeugen. Fünf oder sechs Jahre später gab ich auch das Zeichnen auf, für das ich mich eine Weile begeistert hatte.

Viel später, in einem anderen Leben, quälte es mich, dass ich beim Schreiben nur selten meine eigenen Ansprüche erfüllte. Mein Denken eilt der schreibenden Hand voraus, und das macht es schwer, den Gedanken zu fixieren, und bereitet Qualen, denen man sich entziehen möchte, obwohl der Kopf voll ist von nicht niedergeschriebenen Texten.

Papier, Stift und Schreibmaschine, vom Computer gar nicht zu reden, sind nicht meine Verbündeten. Doch schon als Kind habe ich gern erzählt. Ich brauche die unmittelbare Kommunikation, den lebendigen Kontakt, muss mein Gegenüber, seinen Blick, seine Reaktion sehen.

Unlängst, bei einer abendlichen Gesellschaft in Riga, begegnete ich einer Dame meines Alters, die mich erkannte, wohingegen ich mich nicht an sie erinnern konnte. »Ich habe im selben Haus wie Ihre Großmutter gewohnt«, half mir die Dame auf die Sprünge. »Wir haben uns auf dem Hof kennengelernt, Sie kamen aus Berlin zu Besuch. Die Gouvernante wollte Sie nicht mit anderen Kindern spielen lassen, aber Sie sind ihr entwischt und haben uns von Filmen erzählt, die Sie gesehen haben, und von Büchern. Und außerdem hatten Sie Fotos von Schauspielern mit echten Autogrammen. Wir waren ein bisschen neidisch, doch die Geschichten haben uns sehr gefallen.« Die Umstehenden lachten herzlich und sagten, ich hätte mich offenbar überhaupt nicht verändert.

Als die sowjetischen Panzer Riga überrollten und mein erstes Leben endete, war ich achtzehn Jahre alt. Von meinem eher schweigsamen Vater habe ich mehrfach den Satz gehört, man könne einem Menschen alles nehmen – bis auf das, was in seinem Kopf und Herzen lebt. Dies, sagte Vater, ist unser einziges, echtes, unantastbares Kapital. Somit war ich ein reicher Mensch, der nichts und niemanden fürchten musste. Diese Gewissheit gab mir ein eigentümliches Gefühl der Sicherheit und Freiheit. Ich kam zu dem Schluss, dass Freiheit nicht nur von gesellschaftlichen und politischen Bedingun-

gen abhängig ist, die sich vom Willen des Einzelnen oft nicht beeinflussen lassen. Nein, Freiheit ist auch eine persönliche Eigenschaft. Ein Mensch ist frei, weil er in etwas gründet, das ihn zur Freiheit befähigt.

Von diesem Kapital habe ich mein ganzes Leben lang gezehrt. Auch deshalb drängt es mich, von meiner Familie zu berichten, jene Menschen zu beschreiben, unter deren Schutz ich aufgewachsen bin. Das ist meine Pflicht gegenüber den Toten, eine Aufgabe, die anzugehen ich lange Jahre gescheut habe. Einer der Freunde, die mir in den letzten Jahren nahestanden, war der ungarische Schriftsteller István Eörsi. Nach dem Aufstand 1956 hat er Jahre im kommunistischen Gefängnis verbracht und darüber ein Buch geschrieben: *Erinnerung an die schönen alten Zeiten*. »Die Toten«, heißt es dort, »die ich fürchtete zu besuchen, signalisieren mir, dass sie allmählich die Geduld verlieren.« Auch ich muss mich beeilen.

Oft habe ich mir vorgeworfen, meine Eltern so wenig ausgefragt zu haben. Wie allen Kindern schien es mir, dass sie ewig da sein würden. Auch sie, die Erwachsenen, wären nie auf den Gedanken gekommen, dass es schon bald niemanden mehr geben würde, von dem man etwas Genaueres über unsere Familiengeschichte hätte erfahren können. Dass von unserem großen Verwandtenkreis nur ich als einzige übrig bleiben sollte.

In den Anfängen meiner Lebensgeschichte gibt es große leere Flecken, die ich nie mehr werde ausfüllen können. Insbesondere im Hinblick auf die tückischen Formulare der Sowjetzeit war ich mehr als nur einmal nicht in der Lage, manch grundlegende Frage präzise zu beantworten. Den damaligen Machthabern bin ich stets suspekt gewesen, und durch die blinden Stellen in meiner Biographie wurde das Misstrauen, das man mir entgegenbrachte, noch größer.

## *Die Lulows und die Löwensteins*

Die Vorfahren meines Vaters Leopold Lēvenšteins haben sich Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts im Herzogtum Kurland angesiedelt. Die Einwanderer, Deutsche wie Juden, waren größtenteils Handwerker und Händler und den Ortsansässigen sehr willkommen. Der Name der Loewensteins (die ursprüngliche Schreibweise lautete Löwenstein bzw. Loewenstein) geht zurück auf ein altes Städtchen im Landkreis Heilbronn in Baden-Württemberg. Als Kurland im Laufe der Geschichte an das russische Zarenreich fiel, wurde der Umlaut »oe« durch »e« ersetzt, da in Dokumenten neben der deutschen die russische und später auch die lettische Namensform eingetragen werden musste.\* In Kurland traten Vaters Vorfahren mit den Rosenthals in verwandtschaftliche Beziehungen; von diesen ließ sich ein Zweig schon bald taufen und heiratete in lettische Familien ein. Die Löwensteins und ein Teil der Rosenthals behielten den Glauben ihrer Väter und siedelten sich irgendwann Anfang oder Mitte des 19. Jahrhunderts in Riga an. So weit erinnere ich mich an die Erzählungen von Oma Rebekka, meiner Großmutter väterlicherseits.

Vaters Familie wahrte die deutsche Tradition, es war ein friedliches, bürgerliches Geschlecht, das bescheiden, ohne drückende wirtschaftliche Sorgen lebte. Nur selten kam eines der fleißigen, jedoch nicht allzu gewitzten Familienmitglieder zu größerem Wohlstand. Mein Großvater väterlicherseits starb, als ich noch ganz klein war, ich habe nur eine nebelhaf-

\* Bis heute gibt es übrigens auch ein Fürstengeschlecht von Loewenstein. Es war interessant für mich zu erfahren, dass Fürst von Loewenstein, als Hitler an die Macht kam, seiner Heimat in tiefer Abscheu den Rücken kehrte und bis zum Kriegsende in den USA lebte, wo er für die großzügige Hilfe bekannt war, die er politischen Flüchtlingen angedeihen ließ – auch linken, deren Ansichten er keineswegs teilte.

Anmerkungen des Übersetzers finden sich am Schluss des Bandes.



te Erinnerung an den hageren Mann mit dem weißen Spitzbart. Er war als Prokurist oder Hauptbuchhalter in einer deutschen Firma angestellt – ein geachteter, anständig bezahlter Beruf, doch allen sechs Kindern eine gebührende Bildung zu ermöglichen war nicht leicht. Seinen drittältesten Sprössling, meinen Vater, der ihm besonders begabt erschien, schickte er auf das renommierte Deutsche Klassische Gymnasium zu Riga. Die übrigen Kinder besuchten Handelsschulen, die ein weniger hohes Ansehen genossen. Da er sich für die Bildung seiner jüngeren Schwestern mitverantwortlich fühlte, begann Vater bereits als Gymnasiast, mit Latein-Nachhilfestunden Geld zu verdienen. (In den Sowjetjahren bin ich hin und wieder greisen Herren begegnet, die seine Schüler waren.) Die Verantwortung für das Wohlergehen seiner Angehörigen war meinem Vater eine unhintergehbare Selbstverständlichkeit.

Das Rigaer Deutsche Klassische Gymnasium besuchten in erster Linie die Söhne der deutschen Ritterschaft und der städtischen Patrizier. Mehrere von ihnen blieben auch in späteren Jahren mit Vater verbunden. Eine lebenslange Freundschaft verband ihn mit einem Baron Korff, einem freundlichen, häufig kränkelnden Mann, an dessen Besuche bei uns daheim ich mich gut entsinne. Ich lernte auch zwei von Vaters Lehrern kennen, die Brüder Kurt und Roderich Walter, die seine Lieblingsfächer Deutsch, Latein und Geschichte unterrichtet hatten. Die Walters, die zwanzig Jahre später auch meine Lehrer wurden, erzählten mir, Vater sei wegen seiner Begabung, des ausgeglichenen, beherrschten Charakters und seiner sportlichen Erfolge ein sehr beliebter Schüler gewesen. Nur schwer konnte ich mir meinen Vater als erfolgreichen Kurzstreckenläufer und Mitglied des Radsportvereins Kaiserwald vorstellen. Zu Hause hatte sich jedoch ein dickes, reich illustriertes Album über die Olympischen Spiele in Stockholm 1912 erhalten, in dem ich Vater bewundern

konnte – einen jungen, schlanken Burschen mit kleinem Schnurrbart, Mitglied der olympischen Mannschaft des russischen Zarenreichs.

Auf dem Klassischen Gymnasium kam Vater in den Genuss einer gründlichen humanistischen Allgemeinbildung. Besonders faszinierte ihn die antike Welt, was dazu führte, dass ich als Kind viele fesselnde Geschichten über die alten Griechen und Römer zu hören bekam, bevor ich selbst anfing, über sie zu lesen. Es war Vaters Traum gewesen, klassische Philologie zu studieren, was er nach Absolvierung des Gymnasiums auch ein Jahr lang irgendwo in Deutschland tat – bis er begriff, dass er mit diesem Beruf nicht genug verdienen konnte, um seine Familie zu unterstützen. Deshalb ging er nach St. Petersburg und immatrikulierte sich an der juristischen Fakultät, angeregt vielleicht von seinem tiefen Respekt gegenüber der römischen Gesetzgebung, der *Lex Romana*, den er später auch mir einimpfte. Vaters ältere Schwester Lonni hatte als Säugling eine schwere Infektionskrankheit durchgemacht. Sie war verwachsen, und auch mit dem Lernen und dem abstrakten Denken überhaupt tat sie sich schwer. Sie blieb unverheiratet und wohnte bei ihren Eltern. Tagein, tagaus machte sie sich im Haushalt zu schaffen und kochte hervorragend. Ihr liebes, freundliches Wesen beeindruckte mich schon als Kind, weil ich sah, wie viel Wärme und Zuwendung sie geben konnte, obwohl die Natur sie so stiefmütterlich behandelt hatte.

Mein Vater wurde 1894 in Riga geboren. Ein Jahr zuvor war sein einziger Bruder Max zur Welt gekommen, und die beiden sahen einander derart ähnlich, dass jeder sie für Zwillinge hielt. Wenn ich Vater wegen seiner Reisen längere Zeit nicht gesehen hatte, konnte es passieren, dass ich die beiden verwechselte und Max mit dem freudigen Ruf »Papa ist wieder da!« empfing. Danach schämte ich mich schrecklich. Begeistert lauschte ich Vaters Erzählungen über die Streiche, die

die beiden Brüder anstellten, indem sie ihre phänomenale Ähnlichkeit ausnutzten. Max besuchte eine Handelsschule, wo niemand Leopold kannte, und manchmal, wenn er sich auf eine Klassenarbeit oder gar auf eine Prüfung nicht vorbereitet hatte, ging Vater an seiner Stelle hin. Zu meiner großen Freude sind sie nie erwischt worden.

Vaters Schwester Anna und ihr Mann Michail Kalabus sollten eine wichtige Rolle in seinem Leben spielen. Während des Ersten Weltkriegs wurden die Juden aus Riga und Kurland ins Innere Russlands zwangsevakuert, weil man sie a priori der Deutschfreundlichkeit verdächtigte. Wer Glück hatte, konnte irgendwo bei Verwandten unterkommen, und Anna gelangte auf Umwegen nach Petrograd zu ihrem Bruder. Damals war Vater noch Student; in die Armee war er aufgrund seiner Kurzsichtigkeit nicht einberufen worden. Eine Zeitlang diente er bei der Eisenbahn.

Anna besuchte Kurse und arbeitete zusammen mit ihrem Bräutigam im Kontor eines gewissen Nobel. Dieser Nobel war nicht der berühmte Alfred, sondern Emanuel, sein Neffe, Sohn von Alfreds verstorbenem Bruder Ludwig. Die Nobels hatten ausgedehnte Besitztümer in ganz Russland. Nach der Oktoberrevolution wurden sie enteignet. Die anfänglichen Wirren ausnutzend, mit allerlei Winkelzügen gelang es zwei Jurastudenten – meinem Vater und einem seiner Kommilitonen, dem polnischen Grafen Lubienski –, Nobel zu helfen, einen Teil seines Vermögens zu retten und außer Landes zu schaffen. Diesen Dienst hat Nobel den beiden nie vergessen. Ihm und seinen einflussreichen Referenzen ist es zu verdanken, dass sich Vater nach der Rückkehr ins heimatliche Riga auf dem internationalen Finanzparkett beruflich so rasch und erfolgreich etablieren konnte.

Noch in Petrograd schenkte Nobel meiner Mutter als Zeichen seiner Dankbarkeit einen wundervollen, aus Indien stammenden Ring zur Verlobung. Er wirkte wie aus den Mär-

chen aus Tausendundeiner Nacht und wurde später gewissermaßen zu Mamas Erkennungszeichen. Der seltene Edelstein – ein großer Smaragd im Cabochonschliff – war von magischer Schönheit. In funkelndem Grün erhob er sich wie ein Hügel über die brillantenverzierte Einfassung. Welcher Schmuck auch immer im Laufe ihres Lebens hinzukam – von diesem Ring trennte Mama sich nie. Sie betrachtete ihn als ihren Talisman und behauptete, wobei sie ihren Aberglauben selber belächelte, dass er sie wirklich beschütze und ihr Glück bringe.

Während der Kriegs- und Revolutionsjahre hielten sich von den Löwensteins nur mein Vater, seine Schwester Anna und deren Bräutigam Michail in Petrograd auf. Schwester Edith hatte es nach Saratow verschlagen, Max diente in der Armee, die Eltern waren mit der ältesten und der jüngsten Tochter in Riga geblieben. Mutters Familie wiederum wurde bei Kriegsausbruch aus ihrem Wohnort Liepāja zwangsevakuiert und gelangte ebenfalls nach Petrograd, wo einige Verwandte lebten. Dort haben sich meine Eltern dann auch kennengelernt.

Die Familie meiner Mutter, der ich in der Kindheit sehr viel näher stand als den Angehörigen väterlicherseits, kam mir stets geheimnisvoll vor. Der archaische Nachname »Lulaf«, den russische Beamte in »Lulow« umgeformt hatten, bezeichnet im Althebräischen den Palmenzweig, der in alten Zeiten, als das Heiligtum von Jerusalem, der Große Tempel, noch nicht zerstört war, in einer feierlichen Prozession durch die Stadt vor der Bundeslade hergetragen wurde. Die Palmenzweige wurden von Angehörigen einer besonderen, dafür ausersehenen Familie getragen, die darum auch diesen Nachnamen erhielt.

Während über die Wege, welche unsere Vorfahren durch die Jahrhunderte schließlich nach Russland führten, nichts bekannt ist, hatte sich bei den Lulafs über die Generationen

hinweg eine Legende erhalten, die auf das 2. Jahrhundert n. Chr. zurückgeht. Mama hat sie mir in früher Kindheit erzählt, und sie machte großen Eindruck auf mich: Unsere Ahnen sollen in Alexandria gelebt haben. Dorthin gerieten sie, als die Römer die alten jüdischen Reiche Israel und Judäa unterworfen hatten. Nach der Zerstörung des Zweiten Tempels in Jerusalem, nach dem Aufstand und der Niederschlagung des zähen Widerstands begann der große Auszug der Juden. Schon früh hatte sich in Alexandria eine ansehnliche jüdische Gemeinde gebildet, in der es viele Gelehrte gab. In der berühmten Bibliothek schlossen die Lulafs sich einer philosophischen Diskussionsrunde der dortigen griechischen Neoplatoniker an, man debattierte, schloss Freundschaften – und begann sogar, über alle Konfessionsgrenzen hinweg untereinander zu heiraten. Diese Überlieferung begeisterte mich und regte meine Phantasie an, obgleich Mama mich ermahnte, nicht alles für bare Münze zu nehmen; vielleicht sei es in Wirklichkeit nicht exakt so gewesen, eine Legende sei nun mal eine Legende. Aber, sagte Mama, es würde nicht schaden, so zu leben, als wäre es die Wahrheit, damit man sich vor den klugen Vorvätern nicht schämen müsse.

Mamas Vorfahren hatten sich gezwungenermaßen (unter welchen Umständen und wann genau, ist mir nicht bekannt) in Russland innerhalb der sogenannten *čerta osedlosti* angesiedelt – einer Zone, in der Juden sich niederlassen durften und die einen Teil der Westgouvernements des Russischen Reichs umfasste: Teile der Ukraine, Weißrusslands, des polnisch-litauischen Territoriums sowie das zum Gouvernement Witbebsk gehörende Lettgallen. In den übrigen Teilen Lettlands, den de facto vom deutschbaltischen Adel verwalteten Gouvernements Livland und Kurland, gab es andere, zum Teil judenfreundlichere Verwaltungsvorschriften. Wirklich gut kenne ich unsere Familiengeschichte lediglich ab dem Zeitpunkt, als die Lulows in der zweiten Hälfte des 19. Jahr-

hundreds die Erlaubnis erhalten hatten, aus einem kleinen Schtetl irgendwo an der weißrussisch-ukrainischen Grenze nach St. Petersburg umzuziehen. Dort bauten sie eine Holz- und Fischexportfirma auf; eine Filiale wurde am Vorabend des Ersten Weltkriegs in der kurländischen Hafenstadt Libau, russisch Libava, lettisch Liepāja, gegründet, wo die Lulows bereits seit geraumer Zeit verwurzelt waren.

Großvater hatte in seiner Jugend – noch in Russland – den Beruf des Holzbrakers\* erlernt und ausgeübt. Zunächst arbeitete er beim Holzschlag in den Wäldern, später ging er in den Holzhandel und gründete seine eigene Firma. Er besaß Wälder in der Gegend von Walk an der Grenze zum estnischen Sprachgebiet. Großvaters Kompagnons waren die ersten Letten, an die ich mich erinnere. Als ich Mitte der zwanziger Jahre in Riga bei den Großeltern Lulow zu Besuch war, hatte Großvater sich schon aus dem Geschäft zurückgezogen, und nur gelegentlich erzählte er mir begeistert von den Wäldern – und auch darüber, wie der Wald in das Leben seiner Ahnen Einzug gehalten hatte: Mitte des 19. Jahrhunderts diente einer seiner Vorfahren in der Kaiserlich-Russischen Armee als sogenannter Nikolaisoldat. Diese Soldaten wurden für fünf- undzwanzig Jahre in die Armee eingezogen, danach jedoch, falls sie überlebten, mit einem Stück Land in Pension geschickt. Unser Vorfahre bekam ein Waldstück zugesprochen. Aus diesem Grund ergriff für gewöhnlich einer der Söhne der Familie einen Beruf, der auf die eine oder andere Weise mit dem Wald zu tun hatte. Dieser Wald der großväterlichen Familie ist mir als romantisches Bild in Erinnerung geblieben – und nicht als Großvaters Eigentum oder Berufsfeld.

Großmutter Esther war eine geborene Michaelis (oder Michaels, eine ebenfalls übliche Aussprache der hebräischen Schreibweise). Großmutter erzählte, sie sei in einer Familie

\* Braker: Begutachter, Qualitätsprüfer, Sortierer (Anm. d. Ü.)

von Lehrern und Schriftgelehrten aufgewachsen. Einer ihrer Verwandten mit dem Nachnamen Wowski hatte als Schauspieler den Künstlernamen Michoels angenommen – das war Solomon Michoels, Schauspieler und Regisseur von Welt- und von 1928 bis zu seinem Tod 1948 Leiter des Staatlichen Jüdischen Theaters Moskau. Er stammte aus Daugavpils (Dünaburg, Dwinsk) und hatte in Riga die Realschule absolviert. Während ihrer Studienjahre in Petrograd waren meine Eltern mit ihm befreundet. Kurz nach dem Krieg hatte ich noch das Glück, ihn in einer Komödie auf der Bühne zu sehen, und auch in einem Filmfragment als König Lear, der in der theaterwissenschaftlichen Literatur viel beschriebenen Rolle dieses großartigen Schauspielers. Näher kennengelernt habe ich ihn nicht. Im Zuge der Judenverfolgung in Stalins letzten Lebensjahren wurde Michoels im Januar 1948, als er sich anlässlich der Nominierungen zum Theaterpreis als Jurymitglied in Minsk aufhielt, vom sowjetischen Geheimdienst ermordet. Offiziell hieß es, er sei bei einem Unfall ums Leben gekommen. Sein Theater wurde geschlossen, und die führenden künstlerischen Mitarbeiter wanderten ins Gefängnis oder ins Lager.

Auf wundersame Weise hatte ich eine großformatige, von hervorragenden Künstlern illustrierte Jubiläumsausgabe von Gogols *Toten Seelen* retten können, die Michoels meinen Eltern, versehen mit einer Widmung, zur Hochzeit geschenkt hatte. Wegen dieser Widmung wurde der Prachtband 1950 bei einer Durchsuchung meiner Rigaer Wohnung vom KGB konfisziert, und ich bekam ernsthafte Schwierigkeiten, weil Michoels' Name damals nicht mehr erwähnt werden durfte. Es wurden sogar Szenen aus dem sowjetischen Spielfilm *Zirk* (Der Zirkus, 1936) herausgeschnitten, in denen er zu sehen war. In der sogenannten Tauwetterperiode wurde er rehabilitiert und als Künstler gewürdigt; die verlogene Version seines Unfalls wurde versucht man allerdings noch lange aufrechtzuerhalten.

Meine Mutter Eva wurde 1899 in Liepāja geboren. Im Unterschied zu Vaters deutschsprachiger Familie war das Alltagsleben der Lulows von der russischen Sprache und Kultur bestimmt. Sehr viel später erfuhr ich zufällig, dass etwa zur selben Zeit wie Mama auch die lettische Schriftstellerin Zenta Mauriņa das gleiche Russische Mädchengymnasium von Liepāja besucht hatte. Als nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs die ganze Familie nach Russland zwangsevakuert wurde, entschied sich meine Mutter, zu Verwandten nach Petrograd zu gehen, um dort in den höheren Frauenkursen Jura zu studieren. Zu jener Zeit wurden an der juristischen Fakultät der Universität nur in Ausnahmefällen weibliche Studenten zugelassen.

Großvater erzählte halb im Scherz, halb im Ernst, dass im Lulow-Lulaf'schen Geschlecht schon seit Urzeiten ein merkwürdiges Phänomen zu beobachten sei: Das erste Kind habe häufig blondes oder rotes Haar und graue oder blaue Augen, das zweite sei dunkelblond mit braunen Augen, die dritten und alle weiteren Kinder wiederum hätten dunkle Haare und Augen. Damals waren kinderreiche Familien die Regel; nur zwei Geschwister zu haben – wie Mama – galt als bescheiden. Als Kind nahm ich Großvaters Scherz für bare Münze, denn Mama und ihre jüngeren Geschwister lieferten den anschaulichen Beweis für seine Behauptung. Meine Mutter war unzweifelhaft attraktiv: schlank, von idealem Wuchs, das üppige, goldglänzende Haar leicht gewellt, grüngraue Augen und ein strahlendes Lächeln. Die Quelle ihrer Anziehungskraft war aber nicht allein ihre äußere Erscheinung. In den Kreisen, in denen Mama sich als Erwachsene bewegte, mangelte es nicht an schönen Frauen – weder in Riga noch in den Berliner Film- und Theaterkreisen, von Paris ganz zu schweigen. Und doch bildete sie in jeder Gesellschaft sofort den Mittelpunkt. Schon als kleines Mädchen machte ich mir einen Spaß daraus, zu beobachten, wie jeder Mann, der sie zum ersten Mal



sah, innerhalb kürzester Zeit hin und weg war. Noch Jahre später haben sich viele Menschen an diese fast mystische Ausstrahlung meiner Mutter erinnert. Sie war eine scharfsinnige Gesprächspartnerin voller Witz und Ironie, die sich für die Künste begeisterte. Erst als ich älter wurde, begann ich wirklich zu begreifen, wie vital und voller Lebenslust sie gewesen ist.

Ihr zwei Jahre jüngerer Bruder Georg, genannt Žoržik, ähnelte ihr sowohl äußerlich als auch dem heiteren, sorglosen Naturell nach. Er besaß den gleichen Humor, Scharfsinn und Charme, was ihn überaus gefährlich für die Frauen machte. Noch vor seiner Rückkehr nach Riga 1922 hatte er in Russland ein Diplom als Eisenbahningenieur gemacht, fand aber in Lettland keine feste Anstellung in diesem Beruf. Žoržik war hoffnungslos unpraktisch. Er konnte zwar unter der Führung anderer gewissenhaft arbeiten, hatte jedoch nicht den geringsten Geschäftssinn.

Völlig anders als ihre beiden älteren Geschwister war das Nesthäkchen Cäcilia oder Cilia, wie sie genannt wurde. Sie hatte ernste, fast schon klassische und etwas melancholische Züge, glattes schwarzes Haar und große dunkle Augen. Ihrem Wesen nach zurückhaltend und verschlossen, fiel Cilia durch ihre Musikalität auf, es hatte den Anschein, als ob sie, die zu schüchtern war, sich in Worten auszudrücken, sich am Klavier rückhaltlos offenbaren konnte. Sie spielte wundervoll, aber als ein unüberwindbares Hindernis für eine Karriere als Pianistin betrachteten sie und auch die ganze Familie ihre übermäßige Schüchternheit, die jeden Auftritt vor fremden Menschen zur Qual machte. Cilia war die einzige in der Familie, der jene Vitalität und Lebenslust fehlte, die es den Lulows erlaubte, materielle und andere Sorgen, die es ja immer gab, mit einer gewissen Leichtigkeit hinzunehmen. Auch in der Liebe kannte Cilia keine Unbeständigkeit: einmal verliebt und sodann glücklich verheiratet, stand ihr der Sinn nie mehr nach Abenteuern und neuen Erfahrungen.

Mamas ganze Familie war mir außerordentlich nah. Ich fühlte mich bei ihnen sicher und geborgen, nicht nur Liebe und Vertrauen in meine Fähigkeiten, sondern auch viele anregende Impulse auf allen Gebieten des Lebens verdanke ich ihnen. Außerdem durfte ich bei den Lulows stets auf spannende Überraschungen gefasst sein. Ich nannte alle beim Vor- oder Kosenamen – im Unterschied zu Vaters Verwandten, die ich mit Tante oder Onkel anredete.

Die Familie väterlicherseits mochte ich auf andere Art. Ich achtete sie, aber ich bewunderte sie nicht. In meinen Augen waren sie ausschließlich mit banalem Kleinkram beschäftigt und hoffnungslos prosaisch. Nur Vaters jüngste Schwester Eugenie – Tante Jenny – war anders: Sie hatte eine sehr schöne Stimme und lebte in der Musik. Nach dem Ende der Schulzeit ging sie, von Vater unterstützt, nach Deutschland, um eine Gesangsausbildung zu absolvieren. Dort heiratete sie und lebte fortan in Königsberg. Obwohl Mama sich mit ihr besser verstand als mit Vaters anderen Schwestern, haben wir sie in Riga oder Berlin nur selten getroffen.

Die Rigaer Zeiten meiner Kindheit verbrachte ich hauptsächlich bei Mutters Familie; es ist die Wohnung der Großeltern Lulow in der Elizabetes iela 23, die sich für mich mit der Aura eines »Zuhause« verbindet. Nirgends sonst und später ohnehin nie mehr habe ich eine Wohnung als »Ruhehafe« empfunden. Auch der Name »Riga« war mit dem schönen Jugendstilgebäude in der Elizabetes iela identisch. Diese Empfindung erstreckte sich auch auf das Nachbarhaus. Oft stattete ich beim Heimkommen der großen Eingangshalle einen kurzen Besuch ab; dort stand, drohend aufgerichtet, ein riesiger, ausgestopfter Braunbär, für den ich zärtliche Gefühle hegte – vielleicht weil ich wegen unserer vielen Reisen und Umzüge auf ein eigenes Haustier verzichten musste.

Mit dem großen Tross der Kriegsflüchtlinge und Zwangsevakuierten, die 1921 nach und nach in die neugegründete

Republik Lettland heimkehrten, kamen auch die beiden jüdischen Familien des jungvermählten Paares nach Riga. Mutters Angehörige kehrten nicht nach Liepāja zurück, sondern blieben in Riga, wo sie in der Elizabetes iela 23 für die kommenden Jahre vor Anker gingen. In dieser Wohnung kam ich am 18. Februar 1922 zur Welt.

Zu jener Zeit, nach der Rückkehr aus Russland, spielte, wie bereits erwähnt, Emanuel Nobel eine entscheidende Rolle in Vaters Leben. Dass Vater und Graf Lubienski ihm aus einer prekären Lage hatten heraushelfen können, zeugte von ihrer Kompetenz und der Fähigkeit, auf gegebene Umstände schnell und adäquat zu reagieren. Nobel verschaffte Vater in Riga Zutritt zur internationalen Finanzwelt, während Lubienski sich am Finale des polnischen Unabhängigkeitskampfes beteiligte und dann in den diplomatischen Dienst ging. Ob Nobels dankbare Verbundenheit auch für seine Karriere nützlich war, vermag ich nicht zu sagen. In den zwanziger Jahren kam Lubienski als polnischer Diplomat regelmäßig nach Riga, wo er ein häufiger Gast in der Elizabetes iela war – und ein treuer Verehrer meiner Mutter.

Erst Jahre später wurde mir in vollem Umfang bewusst, dass Vater auf seine Neigungen – Geschichte und klassische Philologie – zugunsten eines einträglicheren Berufes verzichtet hat, um es seinen Schwestern und später vor allem Mama und mir an nichts fehlen zu lassen. Er empfand das keineswegs als Opfer, sondern als eine ihm vom Schicksal erwiesene Ehre. Dass er die schönste und bezauberndste Gattin und die klügste, wundervollste Tochter der Welt hatte, daran zweifelte er nicht einen Augenblick. Um uns ein angemessenes Leben zu ermöglichen und sämtliche Wünsche erfüllen zu können, musste er viel Geld verdienen. Ich vermute, dass Vater, begabt und zielstrebig, wie er war, es in den Geisteswissenschaften weit gebracht hätte, doch stoisch ging er tagein, tagaus seinen Geschäften nach. Noch heute habe ich die kleine,

in Ziegenleder gebundene Marc-Aurel-Ausgabe vor Augen, die stets auf seinem Nachttisch lag wie bei anderen die Bibel. Daraus las er mir manchmal Passagen auf Latein vor. Er war in der Tat ein Stoiker.

Obwohl sich die Eltern nach ihrer Rückkehr aus Petrograd nur knapp zwei Jahre lang in Lettland aufgehalten hatten, wurde die lettische Staatsbürgerschaft bei uns in hohen Ehren gehalten. Ich entsinne mich an Gespräche in der Familie darüber, wie bezeichnend es sei, dass ganz wie in den westlichen Demokratien üblich im lettischen Pass keine ethnische Nationalität eingetragen war. (Das war im russischen und später sowjetischen Pass anders.) Vermerkt war lediglich die Religionszugehörigkeit, falls der Passinhaber dies nicht ausdrücklich ablehnte. Der Ausweis dokumentierte die staatsbürgerliche Zugehörigkeit zu einer jungen, demokratischen und hinsichtlich ihrer Verfassung vorbildlichen Republik. Vater hielt das psychologisch für einen wesentlichen Faktor, um die Loyalität der Bürger zu ihrem Staat zu festigen. Auch als meine Eltern später in Berlin lebten, der Hauptstadt der Weimarer Republik, kam es ihnen nie in den Sinn, der Bequemlichkeit halber die Staatsangehörigkeit zu wechseln. Riga, nunmehr der Stammsitz der großen Familie, war ein heimatischer Ruhehafen, in dem man Kraft und Energie tankte, bevor man zu neuen Unternehmungen in die Ferne aufbrach.

Um die Zeit meiner Geburt hatte Vater von Riga aus Kontakte zu mehreren großen Banken in Westeuropa geknüpft, vor allem zu den Niederlassungen der Brüder Lazard in London, die zur Rothschild-Gruppe gehörten. Wie mir Eingeweihte später erzählten, fungierte Vater als inoffizieller Mittler zwischen der jungen lettischen Regierung und den Lazard-Banken, die bereit waren, Lettland Kredite zu gewähren. In meinem ersten Semester Betriebswirtschaft an der Universität 1940/41 berichtete mir der hochgeschätzte Professor Dunsdorfs, die englischen Banken hätten recht vorteilhaft

te Kredite gewährt. Das beträchtliche Darlehen sei für die vom Krieg zerstörte Wirtschaft Lettlands, wo sowohl die Agrarreform als auch die Entwicklung der Industrie umfassende Investitionen erforderten, von entscheidender Wichtigkeit gewesen. Das Wissen um Vaters Rolle beim Aufbau Lettlands (selbst wenn es ein Mythos war) machte mich insgeheim stolz und begründete meine frühe Bindung an den lettischen Pass, den ich bereits im Alter von zehn Jahren erhielt.

Schon während seines Jurastudiums hatte Vater festgestellt, dass ihn die direkte Tätigkeit bei Gericht wenig interessierte. Er wollte weder Richter noch Staatsanwalt oder Advokat werden. Öffentlich aufzutreten, offizielle Ämter zu bekleiden, im Rampenlicht der Öffentlichkeit zu stehen – all das reizte ihn nicht im geringsten. Vater spezialisierte sich auf internationales Finanzrecht. So hatte der schicksalhafte Zufall in Petrograd seiner Karriere eine entscheidende Richtung gegeben.

### *Zwischen Riga und Paris*

Unser Leben außerhalb Lettlands sollte erst 1936, nach zehn Jahren in Berlin, zu Ende gehen; nachdem meine Eltern einsehen mussten, dass sich in Hitlers Deutschland nichts mehr zum Guten verändern würde, kehrten sie für immer nach Riga zurück. In all diesen Jahren fuhren wir in den großen Ferien und zu den Festtagen nach Riga, um uns im Kreise der Familie an Herz und Seele zu stärken. Die Sommermonate verbrachte ich mit Mamas Familie am Rigaer Strand in einem großen Sommerhaus, zusammen mit den Familien von Žoržik und Cilia. Wir kamen gewöhnlich eine Woche vor Johanni und blieben bis Anfang September.

Meine frühesten Erinnerungen stammen aus Paris. Da ich anderthalb war, als wir nach Frankreich kamen, lässt sich schwer sagen, ob es wirklich meine eigenen sind oder ob sie

mir so anschaulich erzählt wurden, dass ich mich schließlich selbst zu erinnern meinte.

Die erste der vielen Gouvernanten, die mich in den nächsten Jahren beaufsichtigten, war eine russische *Njanja*, die auf französische Art »Madame Charloff« genannt wurde. Sie war aus Riga mit uns nach Paris gekommen – russische Ammen galten damals als die besten. Als ich schon sprechen konnte, kümmerte sich Schwester Olga um mich, eine Deutschbaltin, die im Haus Krankenschwestertracht trug – hellblaues Kleid mit weißgestärkter Schürze, weißem Kragen und weißen Manschetten, und auf der Straße eine dunkelblaue Pelerine und eine ebensolche Haube mit weißem Rand. Die Erziehung von Kindern im Vorschulalter hatte sie in der Schweiz nach der Pestalozzi-Methode erlernt, und jetzt dressierte sie mich eisern, bis mir das Zähneputzen und eine geschickte Waschtechnik in Fleisch und Blut übergegangen waren. In Berlin bekam ich eine französische Gouvernante; zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon begonnen, Bücher zu lesen. Mademoiselle Speer, eine Schweizerin aus Genf, die in Frankreich französische Literatur studiert hatte, lag mir mit den artigen Kindern aus ihrer letzten Anstellung, einer französischen Generalsfamilie, in den Ohren. Mademoiselle war Calvinistin und prägte für das ganze Leben meine düstere Vorstellung von dieser religiösen Richtung.

Die Lebensumstände sorgten dafür, dass ich schon früh fast gleichzeitig drei Sprachen zu sprechen begann: Deutsch, Russisch und Französisch. Offensichtlich ging die Rechnung auf, eine Erzieherin anzustellen, die nicht aus dem jeweiligen Sprachumfeld kam.

Mama sagte, die Pariser Zeit sei in finanzieller Hinsicht die sorgloseste unseres Lebens gewesen. Sie fiel mit den sogenannten Goldenen Zwanzigern, Roaring Twenties oder *Années folles*, zusammen, als der wirtschaftliche Aufschwung sowohl in den USA als auch in Europa grenzenlos schien und